

NOTIZEN AUS DEN JAHREN

Mittwoch, 1. Januar 2020

Beginn der Dekade, in der wir wahrscheinlich sterben werden.

Schon der Beginn dieses Jahrhunderts, sicher aber die jetzt anbrechenden 20er Jahre sind nicht mehr mein Ort in der Zeit. Ich bin in einer Zeit angekommen, in der die Prägungen meines Lebens schon so gut wie nicht mehr gültig sind. Sie haben nichts mehr zu tun mit dem Kern des 21. Jahrhunderts, der sich jetzt entfaltet: Robotik, Digitalität, Algorithmisierung der Lebensvollzüge, Abdankung unserer bisherigen Lebensform in einer neuen Globalität.

Mein musikalisches Lebenswerk wird im 21. Jahrhundert, wenn überhaupt, nur den Platz finden, den man Resten zuweist, Überbleibseln, Souvenirs einer dann so gut wie unverständlich gewordenen vergangenen Welt. Es ist kein Wegbereiter und kein Element der neuen Datenwelt. Es kommt aus einer eurozentrischen deutschen Nachkriegs-Vergangenheit aus der Mitte des 20. Jahrhunderts und reicht in eine neue Zeit, die es nicht kennt. Eine neue Vorkriegszeit? Mein Werk jetzt schon historisch, während ich noch lebe. Auch wenn ich eigentlich erst jetzt lerne zu komponieren. Das Geschriebene, nicht mehr als ein Kiesel im Sand der Zeit. Auffindbar, aber nicht unbedingt bemerkenswert.

Am 28. 12. 19 in der letzten Ausgabe der Neuen Zeitschrift für Musik ein kurzer Werbehinweis auf meine „Texte“. Die ersten 20 Exemplare haben sie mir vom Verlag vorab geschickt, als „Weihnachtsgabe“. Das Buch, ein selbstsüchtiger Versuch, meiner Biographie und dem Blick auf meine Arbeit eine von mir gelenkte Richtung und Fassung zu geben.

Und auch diese Notizen sind ein Versuch, gelebte Zeit zu formen, also zu verfälschen. Alles Lebendige entzieht sich dem Zugriff.

Vom 26. 12. bis 30. 12. mit SH in Wien. Die selten genutzte Wiener Wohnung in Hernalds, am Fuß des Wienerwaldes, nicht weit bis zur Höhenstrasse. Vor 40 Jahren, Jahreswechsel 1979/1980 Silvester in Wien, mit M., Mahlers Grab, das Zerwerfen der Champagnerflaschen vor dem Stephansdom, der Einmarsch der Russen in Afghanistan. Wie damals auch diesmal Wanderung von der Höhenstrasse zum Cobenzl und zurück, zweieinhalb Stunden im kalten Ostwind. Blick von Nordwesten über die Stadt, die in die östliche Ebene ausfließt, angelehnt an diese sich weit hinziehenden Buchenhügel. Hinunter die „Himmelsstraße“ nach Eisenstadt (Beethovenhaus, wir warten mit einer japanischen Reisegruppe auf die nachmittägliche Öffnungszeit). Kleinheit ist das Merkmal, wie in allen Goethe-, Schiller-, Mozart-, Schubert-, Beethovenhäusern: eng, niedrig, steil, nichts sagend außer: es war mühsam zu leben. Weiter hinunter in die Stadt, „Cafe Monarchie“ in der Nußdorfer Straße, unweit von Schuberts Geburtshaus, armer Leute Gegend. Sonntagnachmittag, vier Uhr, es dämmt, und die Leute sind da: hinter Zeitschriften, vor ihren Kuchentellern, manche schon beim „Nachtmahl“. Zwei tschechische Blondinen bedienen, streicheln unseren schwarzen Hund. Sitzordnung einzeln oder paarweise, meist ältere Menschen. Sie scheinen mit sich und dem Leben vertraut. Wir bestellen Schinkenfilets mit Würstl und Soße. Das ganze Cafe ist mit rotem Teppich ausgelegt. An den Wänden großgezogene Photographien von „einst“. Es ist still.

Anderntags im Museumsviertel, Leopoldmuseum: Ausstellung Richard Gerstl. Auch eine Zeitenwende. Schönberg und Mathilde: Das Ungelebte und Aufgestaute der bürgerlichen Lebensform als Selbstentzündung. Die Sprengung ins Unbekannte. In der Kunst Schönbergs wie Gerstls die Metapher des Wahnsinns. Diese Metapher war die einzige Fassung für das, was

ihnen widerfuhr. Und wo sie hingerieten: ins seelisch Unbekannte. Der Mensch hat sich damals mit sich selbst neu bekannt gemacht, mit sich als seinem Abgrund. Bei den Mystikern wie Meister Eckehard war der noch integriert ins Menschenbild. Bei Schönberg und Gerstl fällt er als Meteorit in's Individuum. Und dann, nach dem Blick in die Katastrophe, wird fein säuberlich aufgeräumt: 12 Töne in einer Reihe.

Rückfahrt über Salzburg und Besuch beim jüngsten Sohn Johannes und den Enkeln in Geising. Der kleinste dort, Otto, wie ein rotbackiger Ball am Boden, der nicht wegrollt, schiebt man ihn auch noch so an. Um ihn das bewegte Hin und Her der Geschwister, in Konkurrenz und Vergleich, im Vormachen und Nachmachen, Mitmachen und Habenwollen und Nicht-Hergeben. Eine kreisende Energie des wechselseitigen sich Behauptens und Durchsetzens, des gewollten oder erzwungenen Zurücksteckens, ein ständiger Kampf darum, als Geschwister (es sind fünf Kinder) den Kopf über Wasser zu halten. Geschwisterwelt, immer in Bewegung in einem flüssigen Medium – die andern und ich – nur nicht untergehen. Das Leben ist das Leben mit anderen. Und die sind entweder mächtiger oder schwächer als ich. Sind vorgeordnet oder nachgeordnet, und dazwischen immer: schau, was ich kann! Ich identifiziere mich mit Otto dem Jüngsten, so wie auch ich einer war.

Heute, am Neujahrsmorgen im Lindauer Hinterland: ein Storch fliegt über uns, breite Flügel, langer, gerade vorgestreckter, sehr spitzer Schnabel. Darunter, aber immer noch hoch über uns, zwei große Milane, kreisend. Etwas Sonne, die aber schnell vom Nebel verschluckt wird. Kalte Watte. Spatzenschwärme im Busch. Wie kleine Affen.

Am See der Grundton der Stille – unbeweglich und lang. Im Nebel zeigt die Fläche ihre Randlosigkeit. Eine gestaltlose Gestalt. Gestalt als Verhüllung ihrer selbst, wobei die Verhüllung (Auslöschung) aus sich selbst geschieht.

Ich habe einmal notiert: Schwarzenberg blickt in den Nebel wie in einen Spiegel.

Schwarzenberg bin ich.

Vor 20 Jahren war ich schon einmal mit SH in Wien. Ihr Geschenk zu meinem 50. Geburtstag. Das verrückt-enge Hotelzimmer in Ring-Nähe. Auch damals: kalte Wege durch die dämmerige Stadt. Weh dem, der lügt im Burgtheater. Das Leben ein Traum. Diese Stücktitel erinnere ich jetzt wie Lebensüberschriften. Aus dem Calderon könnte man auch eine Oper machen.

Sonntag, 12. Januar

Orpheus-Fragmente

Für ein Konzept zu einer Orpheus-Oper

Eurydike, Hades, Der Kopf des Orpheus

1. Teil: alles von Eurydike aus gesehen. Nymphenleben. Wasser, Garten. Flussgewächse. Auf der Flucht vor der Vergewaltigung durch Orpheus' Freund der Tod durch den Schlangenbiss (Orpheus ist nicht da).

2. Teil: Hades, Schatten, Staub. Dunkel. Von Hades aus gesehen: Orpheus der Eindringling (am Rand). Hinabgestiegen in das Reich des Todes (Christus). Styx: Eurydike wird angespült. Eurydike sieht ihn gar nicht. Orpheus' Vergeblichkeit.

3. Teil: Im Kopf des Orpheus = begehbare Orchesterskulptur. Das Orchester ist die Stimme Orpheus'. Man kann in dieser Stimme herumgehen. Jetzt erzählt Orpheus (das Orchester) seine Geschichte. Erinnerung an Teil 1 (Eurydikes Tod) und 2 (Hades) und jetzt spricht das Orchester von Orpheus' Zerreißung durch die Erinnyen.

Die drei Teile sind drei Orte für das Publikum, die durchschritten werden. Choreophoren leiten das Publikum. Teil 1 und 2 Instrumentaltheater, Teil 3: Orchesterskulptur, in der das Publikum Platz nimmt. Orpheus' Rede ist die Klangrede des Orchesters. Klangrede als Überlieferung (das ist die Gabe des Orpheus).

Orpheus: der Zerstückelte

Zwischenspiel (zwischen 1 und 2): Das Totenmal. Alle Zuschauer an langen Tischen. Die Klage der Eurydike, nun tot sein zu müssen.

Hades: die Niederlegung. Alle kommen in das Reich des Todes. Alle legen sich nieder.

Sand auf den toten Körpern.

Warum wird Orpheus zerrissen? Weil er, wie Platon sagt, es nicht ernst nimmt mit seinem Weg in die Unterwelt. Er will nur davon singen können und sich damit brüsten. Er ist ein Künstler und damit per se unernst. Vielleicht hat Platon recht. Und Orpheus? Erst als Zerrissener konkretisiert er sich in seiner ganzen tragischen Größe.

Freitag, 17. Januar

Erstschnitt der CD von Doris Orsan mit den Partiten d-moll und h-moll, dazwischen ihre Aufnahme meiner Songlines I. Alles gut. Die Songlines bleiben neben Bach bestehen. Sie spielt manchmal fast hart, aber sehr transparent. Großer Fluss in der Ciaccona. Die Songlines spielt sie mit weitem, gesanglichem Atem.

Kann man so etwas wie die Ciaccona begreifen? Wie eine verborgene Offenbarung, die man nicht wissen darf. Die Erscheinung ist eine Verhüllung. Immer wieder suche ich mit diesem Denkbild (Verhüllung) etwas mir verständlich zu machen. Dass nur im Nicht-Begreifen das Begreifen geschieht. War die Ciaccona ein Muster für Beethoven für op. 111? Hat er diese Verkörperung des Variationsprinzips gekannt? Periodizität, harmonischer Gang, Unerbittlichkeit. Ich höre das Paradox einer Unterworfenheit in Freiheit. Aus welchem Wissen ist diese Musik geschrieben? Ich kenne dieses Wissen nicht.

In den Ligeti-Schriften: Über die Beziehung zwischen Form und Gedächtnis. Form = Gedächtnis. Auch Gedächtnis der Gattung. Mir sehr vertrauter Gedanke.

Dienstag, 21. Januar

In der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München Treffen mit Helmut Lachenmann. Er hat mit dem Münchener Kammerorchester zu tun. Wir sehen uns selten. Aber heute: ein Sprechen in Nähe und Vertrautheit. Ohne die Begegnung mit Helmut Lachenmann vor vielen Jahren wäre ich kein Komponist geworden. In einem gewissen Sinn verdanke ich ihm mein künstlerisches Leben. Er hat mich das Nachdenken über Kunst gelehrt. Nicht gelehrt. Durch ihn, durch die lebendige, personale Erfahrung des Anspruchs, den Kunst zu stellen vermag, habe ich begriffen, auf welche unabsehbare Reise man sich aufmacht.

Heute erzählt er (mir gegenüber zum ersten Mal) von dem „Pfarrhausdach“, unter dem er groß geworden ist. Seine ersten 10 Jahre bis Kriegsende: der älteste Bruder fällt noch im April 45, 18jährig. Der Vater, „der hat sich stumm gestellt.“ Bei den Predigten sollte der junge Helmut unter der Kanzel stehen und den Vater vor etwaigen Angriffen von Nazis schützen. Die Mutter („die konnte nur schwäbisch“): „Die armen Juden. Aber sie ham doch gesagt, sein Blut komme über uns.“ Der nächst-ältere Bruder sei zwar lebend aus dem Krieg gekommen, aber dann „ist der so fromm geworden.“ Solche Sätze sind immer mit einem glücksenden, zurückgezogenen Lachen unterlegt. Eine Art schnarchendes Seufzen.

Über das Sterben von H.'s Mutter. Die Unerbittlichkeit der Zerstörung. Über das Sterben von Hans Zender, der immer kleiner geworden sei, aber bis zuletzt noch „klar denken konnte, das hat man gemerkt“. Die letzten Worte spricht er sehr präzise, davor war es mehr ein Flüstern.

„Ich möchte allein sein. Ich muss allein sein.“

Ich erzähle ihm von meinem Orpheus-Bild (Orchesterskulptur). Bei ihm immer noch der Plan mit „Nachsommer“ von Stifter? „Weiß ich nicht, ob das Musik braucht.“ Steht auf, tändelt am Klavier herum, plötzlich ist er nur noch Musiker. Ein Spieler. Wir sitzen im sogenannten Mitgliederraum, der den Akademiemitgliedern seit einiger Zeit zur Verfügung steht als Ort der Geselligkeit, oben über dem Max-Josephs-Platz. Durch die schalldichten Fenster blickt man schräg auf die Pilaster vor der Bayerischen Staatsoper, gegenüber stehen die Postarkaden mit Cafe und Wärmestrahlern an den Tischchen, vor dem Residenzeingang die Einfahrt zur Tiefgarage. Auf den Gehwegen werden die Einkaufsstützen rasch hin und her getragen. Was man gedämpft hört ist das Anfahren und die Klingelzeichen der Straßenbahnen.

„Man muss den Kunstbegriff völlig neu denken. Mensch, das müsst ihr mal machen, hier. Darüber diskutieren. Außerdem muss es ‚Akademie der Kunst‘ heißen, nicht Akademie der Künste. Kunst als Kunde davon, was seit der Aufklärung Geist heißt.“

Samstag, 25. Januar

Auf der Fahrt nach Köln, Aufnahme beim Deutschlandfunk von „songs & melodies“ für die neue CD. Volle Züge. Geschwindigkeitsanzeige: 300 km/h. Blick aus dem Fenster auf die zur Seite rollende Landschaft. Dass ich Entfernungen zwischen Orten als Front-Abstände messe: Die ICE-Rennstrecke Köln-Frankfurt, wie lange für die amerikanische Armee im Frühjahr

45? In mir liegt immer noch eine Kriegskarte aufgeschlagen. Würzburg. Nürnberg. Wenn eine dieser Städte Ruine geblieben wäre, gäbe es eine wirkliche Orientierung auf unseren heutigen Karten. Wie lange haben die Franzosen im Frühjahr 45 von Überlingen nach Lindau gebraucht? Mit jedem beginnenden Januar: Jetzt dauert es noch so und so lange bis zum 8. Mai. Alle diese Tage. Tage mit Frontverlauf. Jedes Jahr wieder diese Zählung, wie lang der Februar, der März (endlos), der April. Diese Kriegsfotos mit blühenden Bäumen und blauem Himmel. Die Wege, Strecken, Entfernungen. Wege, Entfernungen im Krieg. Das ist meine unsichtbare Deutschlandkarte. Der Vater von SH ist im Januar 45 gefallen, kurz vor ihrer Geburt.

In meiner Familie die Sammlung der „Verlorenen Orte“ in Böhmen: Hermannseifen, Freiwaldau, Prag, Hohenstadt. Architekturen des Verlusts: Der „Winkelhof“, die „Färberei“, die „Bleiche“, die „Spinnerei“. Wörterbuch der Vergangenheit: „Kammgarn“, „Kluge-Leinen“, „Wilhelm Brass und Söhne“.

Zwei Weltkriege. Eroberungswege, Rückzugswege, Fluchtwege. Orte, die verschwunden sind, Orte die blieben.

Köln ist nicht mehr zerstört. Köln ist wieder aufgebaut.

Zwei Tage (Samstag, Sonntag) Zeit für die Aufnahme. Hermetische Welt. Das Funkhaus fast menschenleer. Beflissene Pförtner, die außer uns, so scheint es, niemanden sonst zu kontrollieren haben. Abgeschiedenheit im wunderbaren Kammermusiksaal. Robert Schneider, unser Tonmeister, erweist sich als unerschütterlich, unerbittlich. Schritt für Schritt durch die Partitur. Beate Zelinski und David Smeyers als Klarinettenduo mit Chrisztian Palagyi, Akkordeon. Es soll eine neue CD werden mit mehreren Stücken, die für diese Besetzung geschrieben wurden. Unsere dritte gemeinsame CD. Wichtig bei meinem Stück: Die drei Interpreten müssen mit ihren Instrumenten zu einem schnaufenden und seufzend singenden Hybrid-Instrument werden. Die Musik hatte ich letztes Jahr im Herbst geschrieben, als ich dachte, ich schreibe mein letztes Stück. Der letzte Satz heißt Farewell. Es ist nicht mein letztes Stück geworden.

Freitag, 31. Januar bis Montag, 3. Februar in Laibach (Ljubljana).

Hans Maier spielt dort an der Hochschule aus dem Programm für sein mitteltönig gestimmtes Akkordeon, für das ich die Harmonies und Figuren der Sehnsucht geschrieben habe.

Im Schlafwagen von Feldkirch in Vorarlberg nach Ljubljana in Slovenien. Zehn Uhr abends Abfahrt, halb neun Uhr morgens Ankunft. In der Innenstadt alles fußläufig, mit dem Koffer durch die Altstadt. Frühstück gegenüber dem Markt am Fluss. Kolonaden, Buden, großer Gemüsemarkt. Gesäumt von kleinen Cafes und Geschäften. Wie die Ljubljanca den Burgberg umfließt, umfließen die Straßen diesen steilen Hügel. Die Stadt ist jung und in Bewegung. Promenaden, Barock, Jugendstil, in der Peripherie sozialistische Einheitsbauten. Nach einem halben Tag hat man schon die Übersicht.

Um 19 Uhr Konzert in der Laibacher Musikhochschule, ein alter schäbiger, abgenutzter Bau am Kongressplatz. Schräg gegenüber die Philharmonie. Daneben Gebäude der Universität.

Das Konzert ist gut besucht und die Leute applaudieren freundlich. Luca Juhart begrüßt mich, er ist jetzt in Ljubljana Akkordeon-Professor. Er hat Hans eingeladen. Ich höre zum ersten Mal mein Stück auf diesem Instrument. Es hat einen reich-schimmernden Klang. Harmonies I erhielt mehr Applaus als die Figuren. Danach Pizzeria (sehr voll und sehr laut) mit Hans, Luca, einem serbischen Akkordeonisten, einem slovenischen Komponisten und einem italienischen Akkordeon-Professor, der die Konzerte in Parma organisiert hatte, in denen Hans schon aufgetreten war und der auch wieder für Ende des Jahres Hans einladen will mit meinen Stücken. Ich sei auch herzlich willkommen. Keinen der Namen haben ich verstanden. Ich nicke nur freundlich und mache small talk.

Am nächsten Tag abends Konzert in der Philharmonie, das hiesige Symphonieorchester spielt Beethoven Leonore III, 1. und 3. Klavierkonzert. Ausverkauft als wir hinkommen. Zwei aufgeregte junge Damen heißen uns zu warten, später kommen noch zwei weitere auf uns zu mit derselben Botschaft. Es gibt ein sehr kompliziertes Zeremoniell, wie die vorbestellten Karten ausgegeben werden. Listen werden hin und her getragen, Vergleiche, Fragen, Namen werden durchgestrichen, andere ergänzt, am Computer überprüft. Die Schlange wächst aus der Halle auf den Platz hinaus. Alle sind freundlich und geduldig. Wir schauen zu. Kurz vor Konzertbeginn überreicht uns plötzlich eine der Damen zwei Karten, obwohl noch viele andere Personen in der Warteschlange stehen. Wir haben zwei Balkonplätze in einer der hinteren Reihen, von denen man nur die hinteren Streicher-Pulte und die Bläser sieht. Dirigent und Solisten sind unsichtbar. Nur, wenn wir auf unseren Sitzen stünden, könnte man etwas vom Kopf des Orchesters entdecken. Man hört aber gut. Sie spielen direkt, häufig mit kräftig angerauhtem Ton. Alles sehr nüchtern. Keine Zugaben. Kurzer Applaus. Aber dort, in diesem Saal hat Mahler dirigiert.

Mahler in Laibach, Saison 1881/82. In der Altstadt auch eine Büste an seinem damaligen Wohnhaus. Laibach, die Provinz. Mein böhmischer Großvater, Johann Kluge, 1885 geboren, war Geschäftsführer von einer der Kluge-Textilfabriken hier in der Nähe: Jace. Also stelle ich mir die Wege seiner Dienstreisen vor: Trautenau in Nordböhmen – Prag – Wien – Graz – Laibach und zurück. „J. A. Kluge, gegründet im Jahre 1797, Flachsgarnspinnerei – Zwirnerei – Weberei – Bleiche – Appertur – Konfektion. Oberaltstadt, Telegr.-Adr.: Kluge Oberaltstadt. Fernruf Trautenau: 36 und 310.“ Diese Briefbogen gibt's in meinem Schreibtisch. „Ihre Zeichen – Ihre Nachricht vom – Meine Zeichen – Tag“.

Das ausgelöschte (sie selbst vernichtet habende) Deutsche in dem weiten Raum, der einmal Österreich war. Phantomschmerzen, sofort auslösbar, sobald ich mich in diesem Raum bewege. So wie hier in Laibach. So wie in Lemberg, in Prag, Novi Sad. Geblieben sind Vereinsnamen, Donauschwaben, Sudetendeutsche Landsmannschaft.

Am Montag Rückfahrt durch die Karawanken. Sonne in Kärnten, steile, imponierende Bergstrecke durch die Tauern (wir sitzen in einem Zug Zagreb – Frankfurt). Auf der Alpennordseite Wolken, Regen, Schnee, Tauwetter, schwarzgraue Wälder, steiles, dunkles Gelände. Bad Gastein. Nach vielen Windungen den Talboden erreicht. Im Geschwindigkeit-Aufnehmen plötzlich Vollbremsung. Erst Warnsignal kurz, dann langgezogen mit Einsetzen der Vollbremsung, Lärm, Schlag, Gestank, Geruch von Eisenspänen, heißem Öl, Stopp. Stille. An einem unbeschränkten Bahnübergang ein Auto erfasst. Wir sitzen im ersten oder 2. Wagen hinter der Lock. Nach erstem Schock erste Fragen, Blicke, Bewegungen. Beklommenheit. Später Durchsagen, die nichts sagen. Man sei außerplanmäßig zum Stehen gekommen. Bitte die Türen nicht öffnen. Dann Versuch einer Bergung. Sanitäter, Notarzt, Rettungshubschrauber auf der Wiese. Mehrere Feuerwehr-Züge, Polizei. Die Rettungskräfte rollen Kabel aus, rollen Kabel ein. Bringen Gerät, tragen es wieder fort. Mehrere Personen mit Anoraks auf denen „Krisen-

interventionsteam“ steht. Einer mit der Aufschrift: „Einsatzleiter“. Telefonieren. Rufe von hinten nach vorn und von vorn zurück. Gruppen gehen zur Lock und wieder am Zug entlang zurück, zu einem engen Durchlass in einer der langen Schallschutzwände. Andere kommen wieder zurück. Wir warten im ungeöffneten Abteilwagen. Später zuerst Ausfall der Lüftung. Dann Ausfall der Beleuchtung. Den Ausfall der Heizung bemerken wir erst später. Man kann auch nicht mehr aufs Klo gehen. Kein Wasser. Enge. Bei mir Herzrhythmusstörungen, Schweißausbruch. Wir stehen 2 ½ Stunden. Der Zug wird, nach kurzem Rangieren und der Bergung einer Person, klappernd und rasselnd nach Salzburg geschleppt.

Plötzlicher Halt in der Beschleunigung. Es dauert und der Zug wühlt sich in der Vollbremsung noch mindestens 200 Meter weiter. Gewalt der Masse. Das mehr oder weniger hilflose Hin und Her von Rettungskräften, die nichts mehr bewirken können als die Bergung eines toten Körpers. Man sieht, dass sie Regeln haben, aber die Regeln nützen nichts. Man steht vor dem Geschehenen. Und es bleibt das kollektive Warten.

Von Salzburg dann über Innsbruck nach Bregenz.

Im Lindenhof blühen die Schneeglöckchen.

In Köln waren Stare zu hören.

Am Lindauer Friedhof in Aeschach bauen die Fischreiher wieder schreiend ihre Nester in den Kiefern. Kacken die Grabsteine voll.

Sonntag, 9. Februar

Ligeti CDs, Gesamtwerk. In den zweibändigen Gesammelten Schriften von Ligeti das Kapitel Werkkommentare.

Ich notiere mir am Rand, was ich an Partituren habe und welche Aufnahmen.

Denke über ein für mein Fortschreiten in der Musik wohl typisches Muster nach. Typisch für den eklektischen, unsystematischen Autodidakten: Er bewegt sich nichtwissend auf Fundamenten, die schon gelegt sind. Unbewusst bin ich komponierend auf Ligetis Spuren gewesen, offenbar schon lange. Mikrotonal erweiterte Tonalität. Der expressive Reiz der Vierteltöne. Die gebeugte Linie. Ich habe mir das so ab den Songlines (2006/2007) erschlossen. Er und andere hatten das systematisch und wissenschaftlich schon längst bearbeitet. Ich bin völlig unsystematisch und unwissenschaftlich, eigentlich kenntnislos einer, wie ich meinte, inneren Spur nachgegangen. Und (fast) kenntnislos gegenüber dem Werk von Ligeti. Es gab frühe Hörfaszinationen (Atmospheres, Requiem, Lontano), dann gab es Verbotsschilder (aufgerichtet unter anderem von H. L.), denen ich gefolgt bin, dann gab es Faulheit von meiner Seite, so etwas wie die Etudes pour piano zu studieren. Die Angst vor den vielen Tönen. Die Erfahrung, dass ich „langsam“ höre. Die vorschnelle Abwertung von Virtuosität. Hätte ich seine Partituren nur wirklich einmal genauer zur Hand genommen.

Ich blieb auf der Nono-, Lachenmann- und dann auf der Feldman-Straße. Und habe erst spä-

ter angefangen zu graben, auf der Suche nach einem „eigenen“ Weg. Und heute: wenn ich Ligeti's Violin-Konzert höre (und lese) oder das Klavierkonzert, ist sofort ein Ton da, der mich ganz persönlich anspricht. In der Partitur des Violinkonzerts (die ich erst seit letztem Jahr besitze) steht zu den Naturflageoletts: „Naturflageoletts nicht durch künstliche Flageoletts ersetzen, nur das ungewisse Ansprechen dieser Flageoletts erzeugt das Gefühl von Zerbrechlichkeit und Gefahr.“ Das hätte ich genauso hineinschreiben können in die Songlines, ins 4. Streichquartett, in Von wachsender Gegenwart etc., also Stücke, die vor mehr als zehn Jahren entstanden sind.

Montag, 17. Februar

Seit Ende Januar schreibe ich an dem Stück für die Capella Augustina. Mit Haydnbezug (ich wählte die Symphonie Nr. 102). Mein Titel: Haydnmauer. Naturhörner. Aufführung im August in Brühl bei Köln.

Anruf von Winrich Hopp. Neuer Termin für die musica viva: 21. Januar 22. Stück für Viola solo und Streicher. Plus 2 Vibraphone. Nach dem Anruf bin ich euphorisch. Ein fixer Punkt, auf den man hinleben kann.

Höre den Erstschnitt des Akkordeonstücks Figuren der Sehnsucht, Aufnahme aus Trossingen mit Hans Maier. Anstrengendes, kritisches Hören.

Mittwoch 19. Februar

Tagwerk (ganz regelmäßig): vormittags von spätestens 9 bis 13 Uhr am Schreibtisch. Mittagessen. Mittagsschlaf. Hunderunde. Tee mit Zeitung. Büro (PC). Korrekturen, Korrespondenz. Lektüre. Abendessen. Danach meistens blöd vor dem Fernseher.

Rosenmontag, 24. Februar

Frühlingstag. Weiter am Stück. Gestern wieder Ligeti: Horntrio. Was für ein großartiges Werk! Disposition, Form, Gliederung in den Sätzen. Der letzte Satz: den „trauerlos Strebenden“, so höre ich das. Das ist ein Titel von Rolf Riehm, der aber sehr gut auch zu diesem Satz passt.

Unglaubliche Intensität dieser drei so disparaten, hier so genial zusammengespannten Instrumente. Höchstbewusst und kenntnisreich im Instrumentalsatz Klavier, Geige, Horn verbunden. Alles sprechend. Tief. Ein Stück, komponiert in den 80er Jahren. Wenn ich damals dieser Musik begegnet wäre. Hier wäre ein Anknüpfungspunkt gewesen (auch nach meinem „Messiaen-Start“ mit den Passatempi). So blieb ich unkundig und harrete aus im Feld der Ausdünnung: Die ersten Stücke Morgenlob – Lautschrift – und dann Landschaft der Vergangenheit bzw. 1. Klaviertrio: in diese Stücke hineingeschrieben der spannungsvolle Weg von einem auf Lachenmann fixierten kompositorischen Denken (aber ohne die nötigen kompositionstechnischen Fertigkeiten) zu einem von Feldman angestoßenen größeren Vertrauen auf das eigene Hören. Das ich als ein Hören des Eigenen verstand. Das mich von einem seriellen Rigorismus befreite, mir aber immer noch keine kompositorischen Mittel an die Hand gab. Lange war ich ein Komponist ohne Mittel. Music by numbers ist so ein Stück-Komplex ohne Mittel. Ohne Technik. Oder last verses. Aber seltsamerweise sind diese Stücke doch Musik geworden. Jetzt, in den Stücken der letzten Jahre, vielleicht seit Der Garten und Der goldene Steig, auch in Die Vorübergehenden, habe ich „Mittel“ und die lassen meine Musik anders klingen. Aber jetzt geht es mir, als hätte ich mich durch einen Berg des Nichtwissens durchgegraben und am anderen Ende stehen, spöttisch lächelnd (unter anderen) Herr Ligeti oder die Spektralistin und rufen: „Wir sind all hier.“ Ich finde ein (für mich noch weitgehend unerschlossenes) Land als längst bewirtschaftet.

Ligeti's Musik hörend, blicke ich immer auf denselben Lebens-Grund: den Tod. Das Leben stürzt rasend in den Tod. Klage. Tiefste Klage. Rasen und Tod.

Imre Kertész schreibt über den kranken und sterbenden Ligeti als über einen zu tiefst Unversöhnten (in seinem Buch Letzte Einkehr). Dabei gibt es die vielen Berichte über Ligeti's lebenslange Liebesswürdigkeit.

Neue Lektüre: Peter Kurzeck: Der vorige Sommer und der Sommer davor.

Neue Worte in den Nachrichten: Abriegelung. Einreiseverbot. Quarantäne. Neue Krankheit. Epidemie. Pandemie. Infizieren. Desinfizieren. Isolation. Kontaktnachverfolgung. Wer ist der Anstecker? Wer ist der Verbreiter? Alte Worte, jetzt plötzlich wieder da. Für uns neu. Die Angst ist alt. Es hilft nur Abschotten. Am Brenner stehen die Züge. Dürfen nicht nach Italien herein. Keine aus Italien heraus. Italien, das infizierte Land. Covid 19, ein Virus, das eine Lungenkrankheit auslöst, an der Patienten und ihre Ärzte sterben. Erst in China (eine abgesperrte Millionenstadt). Jetzt in Italien.

Neues Entsetzen: Paranoider Rassismus. Rassismus als Inhalt und Ausstattung für Wahnsysteme. Hanau. Rassismus als Ausstattung der Welt. Mein rassistisches Wohnzimmer. Mein Zuhause ist der Mord. Hanau und Halle.

2001 schrieb ich (nach dem 11. September): meine armen Kinder. Ich verstand den Anfang des neuen Jahrhunderts als den Anfang der globalen terroristischen Revolte. Revolte – Gegenrevolte. Die globale Selbstermächtigung des Terrors. Ich bin im Krieg und gehe los (als Attentäter, als IS-Kämpfer, als Amokläufer, als deutscher Rassist). Ich ermächtige mich, zurückzuschlagen. Überall. Mein Hass ist mein Wohnzimmer. Mein Wohnzimmer ist meine Angst. Darin habe ich mich eingerichtet.

Aschermittwoch, 26. Februar

Suche und finde alte Musikkassette, die ich vor 41 Jahren vom Radio aufgenommen habe, Salzburger Festspiele 1979. La Clemenza di Tito. James Levine dirigiert, Inszenierung Jean Pierre Ponelle. Sänger mir heute unbekannt. Lange Ansage im ORF 1, angeschlossen sind ... Mozarts Beharren auf der Gutwilligkeit. Auf der Einwilligung ins Gute. Die immer möglich ist. Das darf man nicht denunzieren. Wird in den meisten heutigen Inszenierungen aber nicht mehr geglaubt. Wie trocken, sparsam und raffiniert der Tito gebaut ist. Kein Schnörkel dran. Sparsamste Orchestrierung. Alle Groß-Form wird über die Tonarten-Beziehungen gebaut. Nur eine Klarinette: das macht den Unterschied. Mit einer Klarinette gelingt es Mozart, eine andere Welt zu eröffnen. Wer kann das? Er kann das.

Meine Musikkassetten-Sammlung. Alles da (seit über 40 Jahren). So habe ich die Musik kennen gelernt: Mitschnitte vom Radio auf Cassette.

Die Suche war ausgelöst durch eine nicht dumme, musikalisch und szenisch erstaunlich gute Inszenierung von Tito hier im Landestheater Vorarlberg in Bregenz, vor paar Tagen.

Freitag, 28. Februar

Höre den technisch schlechten Mitschnitt der Uraufführung meiner Echos mit Sibyllen aus dem letzten Herbst in Heidelberg mit Walter Nußbaum und dem Ensemble Aisthesis.

Das Stück und diese verrauschte und mit Störgeräuschen übermalte Aufnahme machen mich ganz unglücklich. Da passt nichts zusammen. Zu lang? Zu viel? Dennoch ergreift mich das Stück. Jetzige Dauer 45 min, (einige Lasso-Sibyllen herausnehmen?). Das theologische Programm des Stücks hat keiner erkannt: Die Erschütterung der Verheißung. Die ewige Spannung in jeder Verheißung: das Noch-nicht und das Nicht-mehr.

In der nmz lese ich einen Artikel zum 100. Geburtstag von Bruno Maderna. So einen Text wünsche ich mir über mich in 30 Jahren. Autor: Georg Beck. Ich schreibe ihm.

Samstag, 7. März

Unruhige Woche mit zweimal München. Am 4. März Haydnmauer beendet. Gestern an den Verlag geschickt. Dauer etwa 15 bis 16 Minuten. Wechsel von Largo und vivace. Spektren für die Naturhörner.

Heute erstmals Gesamtfassung Erstschnitt der Akkordeon-CD gehört. Reihenfolge? Fresco-

baldi – Harmonies – Frohberger – Zipoli – Figuren der Sehnsucht – Frescobaldi. Möglicher CD-Titel: Figuren der Sehnsucht. Insgesamt 73 min. Vielleicht muss man die Harmonies aufteilen. Es ergeben sich ungewusste Beziehungen zwischen den Stücken. Als ob die alten Stücke die Figuren der Sehnsucht vorstellen, die ich dann in meinem Stück mit diesem Titel aufgreife. Ein reges Leben zwischen den so unterschiedlichen Musiktypen entfaltet sich beim Gesamthören, die Stücke geben sich die Hände. Reine Intuition. Ich kannte die ja gar nicht, als ich Harmonies und Figuren schrieb.

Am Dienstag dann nochmal die Sibyllen angehört. Gefallen mir nun plötzlich sehr. Sehr selbstnahes Stück. Wie das Schütz-Stück (Voices I und II) auch die Echos ein Erbe der Kieselwetter-Zeit von vor 50 Jahren! Lange Inkubation der damaligen Einflüsse. Nicht nur diese Stücke sind geistliche Musik. Kieselwetter sagte damals: „Alles ist geistliche Musik“.

In den Nachrichten Hinweise auf drohenden Schließungen von Kindergärten und Schulen.

Donnerstag, 12. März

Gestern in München mit SH, Einkaufen.

Für sie ein Sommerkleid beim Radspieler. Dazu Clark-Schuhe. Zwei Hemden bei Konen für mich. Neues Leinensakko blau bei Kandismann in der Residenzstraße. Vernissage bei Sundheimer am Odeonsplatz: Plastiken von Thomas Lehnerer. Lesung aus dem Buch: Thomas Lehnerer: homo pauper.

Ich kaufe eine kleine Lehnerer-Plastik für SH. Sie weint und lacht. Sie freut sich sehr.

Bücher Lentner am Rathaus: ich finde den dritten Teil der Jesus-Trilogie von Coetzee: Der Tod Jesu. Dazu Beethovenaufsätze von Martin Geck: Beethoven hören.

Nächste Woche sind alle Konzerte abgesagt. Das trifft auch das Konzert von Luca Juhart mit Uros Rojko im Schwere Reiter. Es wäre ein schönes Wiedersehen gewesen.

Nach Sundheimer noch in den (dünn besetzten) Pfälzer Weinstuben. Übermütige Stimmung. Die kleine Figur des Betenden, die wir gekauft haben, bedeutet uns viel.

Nächste Woche wollen wir ein Begrüßungsfest für die Skulptur in Lindau feiern. Wir laden Freunde ein und lesen Lehnerer-Texte.

Lehnerer: Der Betende, handgroß. „Die Figur muss aus der Hand kommen“, ist ein Lehnerer-Satz. Das spürt man gleich, wenn man sie in die Hand nimmt. Wir haben sie einfach so mitgenommen, ohne Vertrag oder Papiere. In der Handtasche. Der Galerist kennt und vertraut uns. Auch er freut sich, sie jetzt bei uns zu wissen.

Lehnerers Kunst ist am armen Menschen orientiert. Homo pauper. Der schutzlose, verletzte, arme Mensch.

Sehr spät nach Hause. Kurz vor Lindau noch Verkehrs- Kontrolle. Wohin wir unterwegs seien? Nur noch ins Bett. Natürlich habe ich meinen Führerschein nicht dabei.

Mein Klavierstück Musik für leere Hände – das ist auch eine Kunst des homo pauper.

Freitag, 13. März

Harmloser, freundlicher Frühlingstag. Jahreszeitlich sehr verlässlich stehen die Blumenbüschel unter den Bäumen. Lärchensporn, Anemonen, Szilla, abgeblühte Schneeglöckchen, Märzenbecher. Krokusse alle so aufgereckt, als wollten sie A sagen.

Heute Schul- und Kita-Sperrung, Einschränkung der Veranstaltungen (weniger als 100 Leute noch erlaubt) allgemeine Verunsicherung, Grenzsperrungen.

Wenn man vor sich hinschaut, sieht man nichts. Aber Absagen stoßen weitere Absagen los. Bei mir hypochondrische Phantasien. Was ist das für ein Husten? Österreich macht auch die Geschäfte zu. Offen bleiben Apotheken, Lebensmittelhandlungen. Theater, Konzert: alles weg. Wir, SH und ich: die Risikogruppe.

Heute (versuchsweise) angefangen: 2. Abschrift. Wird ganz anderes Stück als die alte „erste Abschrift“. Abschrift der Abschrift. Überschreibung. Besetzung: Flöte(n), Klarinette, Posaune, Streichquintett und Solisten-Duo: Violine und Viola.

Nachmittags halb fünf. Die Schatten-Zeichnungen der blattlosen Bäume. Alles ist durchschienen.

Man sieht nichts.

Samstag, 14. März.

Jetzt sind so gut wie alle Konzerte abgesagt. Musikfest der MGNM entfällt. Orgelkonzert mit meiner Orgelmesse abgesagt. Wäre eine interessante Begegnung mit einem ganz frühen Stück gewesen. Aber vielleicht besser so.

Bisschen Endzeitstimmung. Man zieht sich zurück für die – unabsehbare – Seuchenzeit. Leben im Zeichen der Seuche.

Montag, 16. März

Sogenannter Katastrophenfall für Bayern ausgerufen. Alles abgesagt für März und April. Keine Veranstaltungen. Reduzierung des öffentlichen Lebens. Vollbremsung. Kein Musikfest, keine Konzertgespräche Meersburg. Keine UA des Orgelstücks. Keine Uraufführung des Rolf Riehm-Stücks in Darmstadt, zu der ich mich schon angemeldet hatte. Auch kein Besuch bei ihm und seiner Frau in Frankfurt, wie geplant. Kein Hin und Her mehr. Grenzen sind wieder

da und geschlossen. Österreich, Schweiz, Frankreich: unbefahrbar. Lange Staus auf den Autobahnen. Neffe Florentin steht viele Stunden vor dem Pfändertunnel, beim Versuch, aus Österreich, wo er arbeitet, wieder zurück nach Bayern zu kommen. Die Familie der Nichte sitzt in der Schweiz fest.

Mittwoch, 18. März

Eigenartige, oder vielleicht ganz typische Spannung zwischen einer als unreal erlebten globalen Wirklichkeit – die sehr real ist – und einer als real erlebten – aber irgendwie irrational anmutenden Friedlichkeit hier im Garten, am blausilbrig schimmernden See. Wir haben die Gartenmöbel lackiert, wir blicken auf die Schlüsselblumen. Wir sehen die ersten Hummeln, wir riechen die Weißblüher. Hören das Gebrumm der Bienen im Strauch. Alles beginnt. Und es ist da diese wirkliche, aber unsichtbare Welle, die sich auftürmt, fähig alles zu zertrümmern.

Am letzten Samstag hören und sehen wir im TV das Abschiedskonzert von Bernhard Haiting. Beethoven, 4. Klavierkonzert und Bruckner 7. Symphonie. Tränen. Was ist das? Er „macht“ nichts. Sein ganzes Geheimnis: wie er die endende Phrase an die beginnende bindet. Er weiß um diesen Berührungspunkt, und kann dies offenbar (wie?) dirigierend mitteilen. Das Enden an das Beginnen binden. Und zwar so, dass sowohl das Enden als auch das Beginnen gestaltet und wahrnehmbar wird. So entsteht eine Unendlichkeit des Beginnens im Enden, ohne Unterlass. Das ist sein Geheimnis. Wie er's errungen hat? Für mich sehr bewegend und erschütternd. Der alte, alte Mann.

Freitag, 20. März, Frühlingsanfang

Silbrig-weißer Morgen, schimmernder See. Ein Fischerboot. Stille. Wenig Menschen im Park. Eine Woche jetzt im Bewusstsein der Krise. Davor sorglos. Auch verantwortungslos? Unser „Fest-Mittwoch“ vor etwas mehr als einer Woche in München bei Sundheimer. Dieser Tag wirkt jetzt besonders aufgeladen. Ein Ende von etwas.

Samstag, 21. März

Erster Tag der Ausgangsbeschränkung. Weiter exponentieller Anstieg der Infektionszahlen. Die Hoffnung, dass dieser höchstens noch eine Woche andauern wird, dann muss er abflachen. Verdopplungszeit der Infektionen jetzt ca. alle drei Tage. Die Biologie des exponentiellen Wachstums. Dies ist jetzt eine Kurve der exponentiell wachsenden Angst.

Feuilletons zu Hölderlins 250. Geburtstag. Diese brennende Rührung, die mich immer wieder ergreift bei Berührung mit seinen Texten oder Aspekten seiner Biographie. Bei Annäherung: Rührung. Annäherung an Hölderlin bleibt Annäherung an einen gefährdeten Bereich der Existenz, den ich zu kennen glaube: Den Bereich des Überfließens des Ichs in die Welt. Der berauschende Flug der Hingeströmtheit, aus dem mir seine Texte zu kommen schienen, von dem ich meine, immer noch Spuren in mir zu finden, Reste, Flug-Erinnerungen, wenn ich an Hölderlin und meine Stufen der Begegnung mit seinem Werk denke. As ob ich selbst noch Mitglied wäre im Club der Abgehobenen, Überfließenden, Grenz-Schwachen. Ich erinnere mein in Silberfolie eingeschlagenes Reclam-Bändchen des Hyperion mit den vielen Unterstreichungen, das ich lange während meiner Studienzzeit mit mir herumtrug. Dem daraus Abgeschriebenen, dem Nachgeschriebenen. Später dann Der Tod des Empedokles als Endspiel inszeniert von Klaus Michael Grüber im Berliner Olympiastadion: Riesenhafte Düsternis. Boden-Losigkeit. Andere Einflüsse: Der Hölderlin-Essay von Martin Walser. Auf meinem Schreibtisch Hölderlins Lindau-Gruß: Und nicht umsonst steht, wie ein Sohn, am wellenumrauschten /Tor und siehet und sucht liebende Namen für dich, / mit Gesang, ein wandernder Mann, glückseliges Lindau! Die Abendfantasie, eines meiner ersten vertonten Gedichte, vermessene Schülerarbeit. Oder, nicht minder vermessen: Hälfte des Lebens. Der Abiturient meint etwas davon zu verstehen und schreibt für Sopran und Klavier. Aufführung am Lindauer Gymnasium, 12. Klasse, 1967. Was jetzt bleibt: die Rührung über die vergebliche Mühe des jungen Mannes, der Fassungslosigkeit der Welt und der Fassungslosigkeit vor der Welt eine eigene Sprache entgegen zu halten, eine Welterfindung in Tönen.

Kein Kontakt nach außen. Wir bleiben im Haus.

Schneidendes Ostwind-Wetter. Süddeutschland liegt auf der Südseite eines Hochs mit trockener Kaltluft, die eine Überhelle erzeugt. Alles von diesem Licht Angeschienene wird zu Glas. Transparent, unwirklich, fern.

Der See ist seitenverkehrt: Schaumkronen aus dem Osten. Die falsche Richtung. Sonst hat nur der Westwind die Kraft, die Wellen zum Schäumen zu bringen.

Wir sind stumm, in unserem Rhythmus im Haus. Hundegänge. Gestern lange unterwegs zum Ringoldsberg und zurück. Lektüre Geck: Beethoven hören. Dazu aus dem Zeitungsartikel über Abi Warburg die Formulierung: Musik als Gebärde einer Lebensäußerung.

Ligeti Klavierkonzert. Für ihn war der Weg zu diesem Stück der Weg zu seinem Komponieren. Ich habe eine lausige Aufnahme, in der die Dichte dieses Stücks nicht zum Erscheinen kommt.

Weiter an 2. Abschrift. Wird ein eigenes, neues Stück. Abschrift heißt Neuschrift. Überschreibung. Vielleicht sind ein paar Einschreibungen auffindbar aus der ursprünglichen Abschrift, die aber leider unbrauchbar ist als Stück.

Jeden Tag die auf- und abtauchenden Ängste: Infektionen in der Nähe, muss jemand in Quarantäne?

Montag, 23. März

Derselbe Tag noch einmal. Dieselbe Sonne, derselbe Wind. Alles spitz und scheidend klar. Im Haus. Bedenken der Lage. Keine rechte Tätigkeit. Am Computer Zeit vertan. Aufräumen. Müll.

Geck-Lektüre Beethoven hören (Reclam 2020): Meine Unterstreichungen, Gedanken und Assoziationen

Werke sind Organismen eigenen Rechts (S. 9). Mir sehr naher Gedanke. Beispielsweise music by numbers. Ein Organismus eigenen Rechts.

Musikstruktur und Lebenswelt: Eine mögliche Verbindung im Nachvollzug von Bewegungen. Das Erleben des Hörenden: Ich nehme an einen höchst speziellen Weltvollzug teil. Indem ich mich mit diesem identifiziere, erlebe ich mich als Individuum in höchster Entfaltung (S.10).

Musik-Hören: Abfolgen, die man als leib-seelische Prozesse wahrnimmt (S. 20). Die alte Idee des Tonus. Die Gespanntheit. Ein, Aus.

Beethoven: Ichheit heraustreiben versus Regeln befolgen: dieser Konflikt/Kontrapunkt wird auskomponiert (S.22).

Plötzlichkeit: Beginne, Motti (5. Und 6. Symphonie).

Beethoven setzt ein einzig von ihm selbst herbeigeführtes Jetzt in Szene (S. 33). In meinen Worten: Epiphanie. Nicht was, sondern dass.

Geck zitiert Steiner: Anliegen und Privileg des Ästhetischen sei, das Kontinuum zwischen Zeitlichkeit und Ewigkeit, zwischen Materie und Geist, zwischen dem Mensch und dem „anderen“ zu erleuchteter Gegenwart zu erwecken (S. 36, zitiert aus: Von realer Gegenwart).

Das Neue der Achten: Kunst spiegelt nicht länger die Suche nach Sinnhaftigkeit, sondern drückt vielmehr deren Verlust aus ... was es heißt, ins Leere zu laufen (S. 39). Ruine einer Symphonie aus idealistischem Geist (S.41).

Unverfügbarkeit des Augenblicks, der als solcher sein Recht einfordert (S. 42). Wieder der Gedanke des eigenen Rechts. Autonomie des Werks.

...organisiert das Umfeld so, dass Einbruch des Unvermuteten und Zeitkontinuum gleichermaßen erfahrbar sind (das würde mir für Zeit im Grund gefallen).

„ein Ich, dessen Gebärde aufsteigt aus den Tiefen der Zeit“ (Rilke, Brief an einen jungen Dichter, zitiert auf S. 57). Bezug zu Warburg. Gebärde, Zeichen, Formel.

Dankgesang: will sich mit dem Mythos verbinden (S. 62).

Interview mit Geck: Ich beharre auf dem mythischen, nicht ausrechenbaren Moment von Kunst (S. 80).

Interessante Kritik am Wunsch Werke denkerisch zu durchdringen: Da schlägt die Angst vor der Unverfügbarkeit von Kunst in den Wunsch nach Beherrschung und Besitztum um (S. 83).

Debussy war stets auf der Suche nach dem unanalysierbaren Kunstwerk (Wolfgang Rihm).

Musikerleben und Welterfahrung zusammenbringen (S. 92).

Ästhetik treiben heißt für mich, sich im Medium der Kunst in ein spezielles, unaustauschbares Verhältnis zur Welt zu setzen (S. 101).

Zwanghafte Wiederkehr, Nachleben der Formen: Das Kunstwerk findet sein Material im Ungewussten, Ungedachten und Unbewussten der Zeit (S. 101)

Ästhetische Erfahrung setzt voraus, dass der Blick offen ist für das Unanalysierbare (S. 131).

Spätwerk Beethoven: Dass hier ein Leben auf dem Spiel steht (S. 170).

Mittwoch, 25. März

Immer noch derselbe Tag. Im Wochenkalender auf dem Schreibtisch die Wochen mit den durchgestrichenen Terminen durchgeblättert. Ausfall, verschoben. Leere. Danach kommen die Wochen, die im Kalender leer sind, weil es keine neuen Termine gibt. Unsere letzten sozialen Kontakte 11. März, München. Danach nur Absagen. Mai-Termine, wer weiß?

Donnerstag, 26. März

Neue Lektüre: Peter Kurzeck: Der vorige Sommer und der Sommer davor. Kindersommer, Südfrankreich. Alles ist belebt, alles spricht und rührt sich. Ist da. Dass jetzt jetzt ist. Diesem Punkt ist die ganze unendliche Schreibbewegung von Kurzeck gewidmet: dass jetzt jetzt ist.

Blick aus dem Fenster aufs Wasser vor unserem Haus. Unser Strand. Im Winter zieht sich das Wasser zurück, gibt den Rand frei, runde Steine, kleine Buchten und Seen. Ich suche die Tritte und Steine, mit denen wir als Kinder einen Steg zu einer kleinen Insel gebaut haben. Die war Teil einer umschriebenen Landschaft, die wir Winter für Winter immer wieder neu gestaltet haben. Insel, Bucht, Steg. Bau und Umgestaltung. Spielzeugboote aus Holz und Stoff. Jagden auf verborgene Lebewesen unter den Steinen. Jeden Winter wieder, 60 Jahre zurück. Von den Sommerwellen dann umgearbeitet, von den Winterwellen wieder hervorgehoben. Immer war Beschäftigung unten am See. Stege, Begradigungen, Landgewinnung. Spuren unserer Nachmittage. Jetzt wie prähistorische Reste zu erkennen auf einer Luftaufnahme aus großer Höhe: hier war der Damm, dort die Bucht. Hier ein Steinhafen. Versunkene Städte. Darüber das Wasser, seicht, durchsichtig, eigenschaftslos. Das ist das Bleibende: das Eigenschaftslose. So vergehe ich: aus der Eigenschaft ins Eigenschaftslose. Mein ganzes Arbeiten und Bemühen: Eigenschaft schaffen, die wieder vergeht.

Die 2. Abschrift nähert sich dem Stück, das ich schon lange suchte. Alles aus der gehörten Vertikale entwickeln. Ich verfüge jetzt besser über die neuen Intervalle (Natur-Septen, Terzen, Zwischensexten). Immer weiter hören. Ich will eine Harmonik finden, die blüht wie eine Wiese. Die lässt sich eher riechen als hören. Und ist schwer richtig zu notieren. Sehr gepackt vom Stück.

Samstag, 28. März

Maderna gehört. Ausstrahlung: Ein Stück wie ein Zauberspruch, wie eine Beschwörung. Warum habe ich von Maderna keine Ahnung? Es gibt auch kaum etwas über ihn, keine Biographie, keine musikwissenschaftlichen Arbeiten (kaum), jedenfalls nichts auf Deutsch. Was ich höre ist eine Musik jenseits aller Zwänge, frei, intensiv. In der Anlage eine Disposition, die alles auf den Kopf stellt: Masse – Ensemble – Individuum. Keiner wird so eine verschwenderische Anordnung aufführen. Die räumlich-dispositive Freiheit ist ein Statement der Unabhängigkeit von Machbarkeit und Aufführungsökonomie, frei von jeder Enge. Alles atmet in einem großen Sich-Verausgeben. Welche Beschränktheit hat mich diese Musik nicht früher finden lassen? Alles was jenseits des Zauns wächst, wie Rolfs Musik, Ligeti, jetzt Maderna, so spät entdeckt.

Kurzeck: Der vorige Sommer ..., für mich sein schönstes, tiefstes, hymnischstes Buch bisher. Ein Jubelton der Wirklichkeit, eine Preisung, ein wirklicher, andauernder Lobgesang: wir sind am Leben. Wir sind Leben. Alles ist Melodie und Rhythmus, alles ist aufgenommen in ein großes, weit atmendes Wieder-Geben. Ein Nehmen, Auf-Nehmen und Wieder-Geben. Und im Geist, in dieser Autorensseele die Verwandlung von Leben in Schrift. Beseelung der Schrift. Schrift dient dem Heiligen. Ein Schrift-Gesang.

Dienstag, 31. März

TV-Bilder aus Indien. Das Heer der Tagelöhner zieht aus den Megastädten zurück aufs Land, zu Fuß. Von heute auf morgen keine Arbeit mehr. Armutsflüchtlinge. Sie fliehen vor der Seuche. Südafrika: die Menschen in den Slums. Stehen wie betäubt. In New York kämpft Reich gegen Arm. Nach der Seuche die Revolution. Kommt der Zusammenbruch? Die Bilder der Katastrophe hier zeigen keine Menschen, sondern Kolonnen von Krankenwagen, stillgestellt, mit kreisendem Blaulicht, vor den überfüllten Kliniken. Kühlwagen für die Leichen.

Der Verlust aller Werte ist ja schon da. Radioreportage über Libyen. Das Geschäft mit den Flüchtlingen. Menschenware. Wird zwischen Schleuserbanden und der lokalen Polizei hin und her verkauft. Die Schleuser kassieren erstmal von den Flüchtlingen für eine versprochene Überfahrt und dann zum zweiten Mal von der Küstenwache, an die sie die Flüchtlinge verraten und übergeben. Die Polizei kassiert dann für jeden aufgegriffenen Flüchtling wieder Lösegeld von deren Familien. Bis das eintrifft, kommen die Aufgegriffenen in die schlimmsten Lager, jeder Willkür ausgesetzt. Kommt das Geld von den Familien, kommen sie wieder frei und der Kreislauf beginnt von neuem. Der Generator für diesen Kreislauf ist die Grenze zwischen Armut und Reichtum. Dieses Gefälle (das WIR sind) treibt dieses gemeine, tödliche Geschäft.

In Radio Berlin-Brandenburg die Portraitsendung über mich in der Reihe „Musik der Gegenwart“ von Andreas Göbel. Ich höre meine Musik als die eines anderen, wieder staune ich. Der unsinnige Impuls: würde gerne mal mit dem Autor dieser Musik ins Gespräch kommen. Ausschnitte aus der Oper Sommertag wirken stark.

Immer wieder: wer ist der, der meine Musik schreibt? Diese Frage ist keine Koketterie, sie ist auf eine blödsinnige Weise existenziell verunsichernd: so als ob ich's nicht gewesen sein

kann, der diese Musik geschrieben hat. Es ist ein anderer.

Arbeit an 2. Abschrift.

Podcast Igor Levit im Bayerischen Rundfunk. Beethoven-Sonaten, gestern war op.27,1 dran. ES-Dur. Ein Spielzeugkasten. Bauteile, Versatzstücke. Das Substanzielle der Teile ist ihre jeweilige Prägnanz. Das Design sorgt für Verwandtschaft. Levit spielt immer zu schnell, er hat kein Verständnis für Typen von Musik. Dennoch sympathische Sendung. Später wieder Corona-TV.

Samstag, 4. April

Kalte, sehr trockene Luft, Sonne, Ostwind. Hinten im Garten, Steckzwiebeln, Bohnen gesetzt. Um uns aus dem Gebüsch der scharfe Geruch von jungem Bärlauch. Der Hund liegt da und schaut uns zu, wie wir mehrere Karren Komposterde heranschaffen.

In der Nacht eine Maus in der Falle, sie zuckt und rappelt unter der Spüle. SH stülpt eine Plastischüssel über das panische Tier. Ich werfe die Maus dann aus dem Fenster über den Balkon in den Garten. Danach liege ich im Mondlicht lange wach.

Weiter in der Sommerhymne von Kurzeck. Der Sommer, der nicht vergeht. Das sich ausdehnende Leben, gehoben wie eine Melodie, in der Vergrößerung mit doppelten Dauern.

Seit einer Woche Sommerzeit. Die Sonne kommt um halb sieben. Über dem See Dunst. Auf dem Dach ein Star. Amsellieder im Morgengrauen. Blumenwiesen-Samen in die trockene Erde gestreut. Das wird nichts.

Sonntag, 5. April, Palmsonntag.

Gleiche Tage: Ostwind. Kein Tropfen Wasser.

Es wird ein Ostern ohne Ostern.

Trotz großer Helligkeit ist es so, als wäre die Sonne etwas abgerückt, stünde uns ferner. Sie scheint kälter und schärfer. Die Luft trägt nichts mit sich, meldet keinen Duft, keinen Hauch. Nur splitternde Härte. Die letzten Nächte immer Frosträchte mit einem Mond, ebenso kalt, ebenso fern scheint. Keine Lieblichkeit in diesem Frühjahr. Alles kalt, klar und scharf. Die Sonne wärmt nicht, sondern sticht zu. Die Luft bleibt im Schatten kalt, unbeteiligt. Die Spaziergänger sind aufgereggt. Reden laut, telefonieren im Gehen. Lachen übertrieben. Niemand ist entspannt. Alle tun was sie tun mit Nachdruck. Die Zeit vergeht stehend. Die Tage gleichen sich. Alles auf Abstand. Auch der Zeit gegenüber halten wir Abstand. Wir lassen sie einfach verstreichen.